

## Andrew Abbott

### Wissen zwischen Elitismus und Demokratie

#### 1. Einleitung

Auch wenn man bei der Interpretation des modernen Wissens von extrem hochfliegenden Idealvorstellungen ausgeht, muß man dieses Wissen als etwas durch und durch Elitäres ansehen. Im Rahmen des Bildes, das wir uns im Alltag vom Wissen machen, gibt es richtige und falsche Antworten, richtige und falsche Methoden, richtige und falsche Theorien. Freilich, was als richtig und was als falsch gilt, unterliegt langsamen, aber stetigen Wandlungsprozessen, die mit den Veränderungen im Bereich der Entdeckungen und der Paradigmen einhergehen. Aber die Gemeinschaften, die wir als Fächer oder Disziplinen bezeichnen – die wir nicht nur beschreiben, sondern selbst konstituieren –, kennen zu jeder gegebenen Zeit einen lockeren Konsens. Es handelt sich zweifellos um unverhohlenen elitäre Gemeinschaften.

Wie ließe sich dieser Elitismus mit dem Ideal der Demokratie vereinbaren, das die meisten von uns ja ebenfalls hochhalten? Mit dem modernen Wissen in seiner uns bekannten Gestalt verhält es sich ähnlich wie mir der sogenannten Demokratie im alten Athen: Hier drifet ein dünner Streifen Treibgut aus hochgesinteten öffentlichen Debatten und Auseinandersetzungen auf einem unermesslichen Meer von Wissensdespotismus. Vielleicht läßt sich mein Rätsel jetzt anders formulieren: Können wir uns eine Wissenswelt vorstellen, in der allen Formen des Wissens in einem gewissen Sinne die gleiche Achtung zuteil wird, in der wir es jedoch nach wie vor mit dem prächtigen und sich ständig wandelnden Gewebe zu tun hätten, das durch das elitäre Wissen für uns geknüpft worden ist?

Manche würden nun einwenden, diese Elitismusthese sei übertrieben. Schließlich habe es eine Reihe von Amateuren gegeben, die viel zum Wissen beigetragen haben: Darwin, Peirce und Marx waren insofern Amateure, als sie nicht von der wissenschaftlichen Arbeit, für die sie bekannt sind, gelebt haben. Doch die moderne professionelle Geschichtsschreibung verleugnet dieses Amateurhafte, während sie es zugleich zu retten beansprucht. Steven Shapin zum Beispiel behauptet in seinem vortrefflichen Buch *A Social History of Truth*,<sup>1</sup> in puncto Gesinnung sei der Aufbau der Wissenschaft – sowohl was seinen Ursprung als auch was seine heutige Wirkung betreffe – ein Amateurprodukt. Aber daß wir auf diese Weise an unsere Amateurwurzeln erinnert werden, hat nur unter der Voraussetzung Sinn, daß unsere Gegenwart (wie wir alle wissen) in hohem Maße professionalisiert ist. In der Tat richtet sich Shapins Buch offensichtlich nicht an ein Publikum von Amateuren. Es enthält Hunderte von Fußnoten und Tausende von Verweisen, die in keinem Sinne als demokratisch gelten können, sondern zum elitären Rüstzeug der modernen Forschung gehören. In diesem enorm umfangreichen und auf einen bestimmten Stil getrimmten Buch, das außerhalb der passionierten Fachkreise niemanden anspricht, werden neben der brillanten zusammenfassenden Darstellung von Ereignissen, die sich vor 400 Jahren abgespielt haben, obskure Benimmandbücher des 17. Jahrhunderts behandelt sowie theoretische Einlassungen heutiger Kollegen, Entlehnungen aus diversen Fächern, Aufzeichnungen von Robert Boyle, philosophische Meditationen, innerelitäre Polemiken; und hinzu kommen Anmerkungen zu Fragen, die vom Verhalten bestimmter Personen bis hin zum Mäzenatentum Jean-Baptiste Colberts reichen.

Ein in höherem Maße elitäres Buch kann man sich kaum vorstellen. Gewiß, es gibt etliche Amateure, die über Boyles Leben,

die Philosophie des 17. Jahrhunderts und sonstige Themen gearbeitet haben. Aber sie fügten ihre akribischen Kenntnisse lokaler Realien nicht in die allgemeinen Gedankengänge ein, die das einzige sind, was von den Forschern der Eliten als lohnend angesehen wird. Aus der Sicht dieser Forscher sind die Amateure »kleinkarierte« Leute, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. Daher behandelt man sie von oben herab. Die moderne Wissenswelt wird demnach von Eliten gesteuert, daß (wie das Beispiel Shapin zeigt) sogar die Bücher, die zeigen sollen, daß diese These nicht zutrifft, die Wahrheit der These voraussetzen.

Kurz, es besteht hier ein Konflikt zwischen dem normativen Aufbau des modernen Wissens und dem, was wir als den normativen Aufbau der Demokratie ansehen. Daß sich unsere Definitionen des »guten« Wissens von Epoche zu Epoche wandeln, bedeutet nicht, daß Hierarchiebildung und Ausgrenzung je eine geringere Rolle spielen, sondern nur, daß der Mechanismus der Ausgrenzung endogen durch einen iterativen Vorgang definiert ist, nämlich durch die schrittweise Entwicklung der Disziplinen und Paradigmen. Zwar kann jeder, sofern er über genügend Talent, Ehrgeiz und Ausbildung verfügt, es schaffen, in die Wissenselite aufgenommen zu werden, aber dieser Umstand besagt nicht, daß das Wissen als Ideensystem demokratisch ist, sondern nur, daß die Zugehörigkeit zu dieser Elite demokratisch geregelt ist. Dieser Gesichtspunkt interessiert mich an dieser Stelle aber nicht. Vielmehr ist es die demokratische oder nichtdemokratische Qualität des Wissens selbst, auf die es ankommt.

Die bloße Fragestellung zeigt, welcher Herausforderung man gegenübersteht, wenn man begrifflich zu erfassen versucht, was es mit der Demokratie des Wissens auf sich hat. Den üblichen Theorien zufolge beinhaltet die Idee der Demokratie zwei Prinzipien, nämlich das Prinzip der politischen Gleichheit und das

Prinzip der Volkssouveränität. In der Praxis ist ein Großteil der Demokratietheorie damit beschäftigt, diese beiden Prinzipien mit der Notwendigkeit des Minderheitenschutzes und dem Faktum tyrannischer Mehrheiten in Einklang zu bringen. Infolgedessen hat man sich im Rahmen der formalen Demokratietheorien kaum um die Ziele gekümmert, die das Regierungssystem wirklich zu erreichen strebt, sondern ist lieber von der Annahme ausgegangen, diese Zielsetzungen könnten nur aus den unabhängigen Wünschen der Bürger selbst hervorgehen, so als sei die Demokratie außerstande, sich ein kollektives Projekt – etwa ein prächtiges Wissensgewebe – auszumalen.

Zunächst wollen wir Schritt für Schritt denken und uns über die Demokratie des Wissens als Alltagsprojekt den Kopf zerbrechen. Ich habe den Eindruck, Demokratie des Wissens könnte beispielsweise heißen, daß ich die Kenntnisse, die sich mein Klempner über frühere Klosetformen erworben hat, ernst nehme; oder daß der weltweit anerkannte Künstler ernst nimmt, was ein Bauer über die genaue Blütenfolge in einer bestimmten Hecke weiß; oder daß der Wirtschaftswissenschaftler die instinktiven Einsichten eines ausgebildeten Warenverkäufers ernst nimmt. Wie alle diese Beispiele verdeutlichen, besteht – vom Standpunkt der Wissenseliten aus gesehen – ein Aspekt der Demokratisierung darin, daß man auf der langen Abstraktionsleiter, auf der man hochgeklattert ist, wieder herabsteigt. Besser wäre es vielleicht, unsere ganze Vorstellung von induktiver Abstraktion theoretisch neu zu fassen. Womöglich wäre es nützlicher, die Abstraktion als einen Fraktalgenerator zu deuten, der auf vielen Ebenen zu erkennen ist – in der Geschichte unserer Wasserklosets ebenso wie in der Geschichte des Kapitalismus, in den Farben einer Hecke ebenso wie in den Farben des Quattrocento, in den Spannungsmomenten eines Nachmittags auf dem Markt

ebenso wie in den langfristigen Trends eines ganzen Konjunkturverlaufs.

Demokratie des Wissens ist demnach nicht einfach eine verbesserte Popularisierung. Das wäre ein *Trickle-down*-Ansatz zur Demokratisierung des Wissens. Danach würden wir – die Eliten – das Wahre, das Gerechte und das Schöne produzieren, und diese Produkte würden sodann in der Gestalt verwässerter Lesarten an unser dankbares Volkspublikum weitergereicht werden. Eine dermaßen törichte Theorie wird von ihren Opfern natürlich reichlich belohnt. Zeitschriften, Museen und Fernsehprogramme sind mit Populärwissenschaft, Populärgeschichte und Populärliteratur vollgestopft. Für diesen Stoff haben die meisten von uns nichts als Verachtung übrig, denn aus unserer Sicht ist dergleichen borniert, unbedarft und ziemlich oft völlig verkehrt. Doch von den Konsumenten solcher Dinge wird uns diese Verachtung heimgezahlt, indem sie dergleichen nicht als Wissen, sondern als eine Form von Unterhaltung ansehen. In einer demokratisierten Wissenswelt geschähe das nicht. Dort würde Elitenwissen nicht als Unterhaltung, Ideologie oder sonst etwas Instrumentelles populär verwertet werden. Vielmehr würde man die Hinsichten betonen, in denen unser eigenes Wissen eine kontinuierliche Fortsetzung öffentlichen Wissens ist, und den Spaß anerkennen, den die Öffentlichkeit an ihren eigenen, ganz realen, wenn auch verschiedenartigen und »theoriefreien« Formen des Wissens findet.

Ein geeigneterer Weg, um sich der Frage der Demokratie zu nähern, besteht vielleicht darin, das Verhältnis zwischen dem professionellen Wissen und dem Wissen der Amateure zu betrachten. In der modernen, elitären Wissenswelt ist das Wissen weitgehend auf Gruppen ganztrags beschäftigter Wissensarbeiter aufgeteilt, die ihrerseits in eine komplex verflochtene, nach innen

gerichtete Welt von Disziplinen, Teildisziplinen und Forschungsgemeinschaften eingebettet sind. Im Bereich des Verhältnisses zwischen diesen ganztrags beschäftigten Wissensarbeitern und ihren Freizeitpendants müssen wir die tragenden Elemente einer Wissensdemokratie finden oder vielmehr konstruieren. Dieses Verhältnis werde ich in drei Schritten analysieren: Erstens werde ich den Umfang der Wissenswelt der Amateure in den Vereinigten Staaten von heute skizzieren. Zweitens werde ich das Verhältnis untersuchen, das zwischen den Professionellen und den Amateuren zum Zeitpunkt ihrer Trennung bestand (das betrifft in den Vereinigten Staaten die zwanziger und dreißiger Jahre). Drittens werde ich mein Augenmerk auf das Problem der Wissensentfremdung richten. Dieses Phänomen ist in der Erfahrung der ganztrags beschäftigten Wissensarbeiter das Haupterbe jener Aufspaltung. Abschließend werde ich die Hoffnungen thematisieren, die man im Hinblick auf eine Versöhnung des Wissens der Amateure und der professionellen Wissensarbeiter hegen kann.

## 2. Amateurrwissen in den Vereinigten Staaten von heute

Werfen wir einen Blick auf das Amateurrwissen dort draußen in der Welt der Nichtprofessionellen, so stellt sich die Frage nach dem Umfang des Amateurrwissens in einer modernen Gesellschaft wie den USA. Betrachten wir das Alltagsgeschehen! Dem American Time Use Survey (ATUS) lassen sich einige recht zuverlässige und spezifische Zahlen entnehmen, denn diese Befragung basiert auf tagebuchartigen Zeitplänen für einen bestimmten Tag und bezieht sich auf eine für das ganze Land repräsentative und gewichtete Stichprobe. Laut der ATUS-Untersuchung von 2009, an der über 13 000 Befragte teilnahmen, gaben 20 Prozent an, daß

sie am Stichtag über 30 Minuten mit Freizeitlektüre verbrachten. (Lesen am Computer wurde dabei nicht mitgezählt.) 14 Prozent lasen für eine Stunde oder länger, sechs Prozent sogar zwei Stunden oder länger. Diese Zahlen schließen natürlich Zeitungs- und Zeitschriftenlektüre mit ein, andererseits jedoch keine Lektüre für den Schulunterricht oder das Hochschulstudium. Alles in allem belegen diese Zahlen ein hohes Maß an Freizeitlektüre. 20 Prozent der US-Bevölkerung über 15 sind immerhin 50 Millionen Menschen; und sechs Prozent – also die Gruppe, die am Stichtag zwei Stunden oder länger gelesen hat – entsprechen etwa 15 Millionen.

Die Zahlen für andere Formen intellektuell anspruchsvoller Beschäftigungen sind kleiner, aber nicht minder überraschend. Hier wandle ich die Angaben in absolute Zahlen um, damit sie leichter zu vergleichen sind: 1,9 Millionen gingen am Stichtag einer kunstgewerblichen Beschäftigung nach; 1,5 Millionen wohnen einer künstlerischen Aufführung bei; 630 000 besuchen ein Museum bzw. ein Freilichtmuseum oder sahen sich sonst eine Ausstellung an; 136 000 kümmern sich um ihre Briefmarken-, Münz- oder sonst eine Sammlung; 444 000 fielen unter die Rubrik »Sonstige Hobbys« (also Dinge wie Ahnenforschung und Vogelbeobachtung) und 1,9 Millionen unter die Rubrik »Sonstige Kunstformen«. Verblüffend ist die Zahl derjenigen, die angaben, in ihrer Freizeit Geschichten, Tagebuch, Songtexte und dergleichen mehr zu schreiben, nämlich 361 000. Auch hier handelt es sich in einigen Fällen gewiß um professionelle Wissensarbeiter, die sich auch in ihrer Freizeit mit wissenstheoretischen Dingen befassen. Aber egal, wie man diese Zahlen auch betrachten mag – es sind sehr hohe Zahlen.

Die Untersuchung der Zeitschriftenabonnements ist ein weiterer Weg, auf dem man sich über das geistige Leben der Ama-

teure informieren kann. Betrachten wir ausschließlich Zeitschriften, die nach Ulrich's Periodicals Directory eine Auflage von mehr als 50 000 Exemplaren haben, dann abonnieren etwa sieben Millionen Amerikaner eine der 19 wichtigsten literarischen oder politischen Zeitschriften. Etwa 2,6 Millionen beziehen eine der 13 wichtigsten allgemein zugänglichen Zeitschriften mit naturwissenschaftlicher Ausrichtung, und etwa 1,5 Millionen eine der zwölf bedeutendsten historischen Zeitschriften. Das sind insgesamt ungefähr elf Millionen Abonnenten von 44 großen Zeitschriften. Die US-Bevölkerung über 20 beläuft sich auf etwa 226 Millionen. Das heißt, wir haben es mit ungefähr fünf Prozent der Bevölkerung zu tun.

Natürlich müssen Korrekturen in Anschlag gebracht werden. So gibt es beispielsweise Auslandsabonnements. Außerdem gibt es Leser, die mehrere Zeitschriften abonniert haben. Ferner gibt es unter den Abonnenten sicher auch professionelle Wissensarbeiter. Aber wenn man diese Faktoren korrigierend berücksichtigt, ändern sie das Gesamtbild nicht grundlegend. Die Summe aller Lehrenden, die im postsekundären Bereich tätig sind, sowie aller Natur- und Sozialwissenschaftler beläuft sich laut US-Zensus auf 2,6 Millionen Personen. Wenn wir diese Zahl abziehen, bleiben immer noch 8,4 Millionen Abonnements. Sehr viel wichtiger ist, daß diese Zahl nicht die Hunderte und Aberhunderte von Zeitschriften mit weniger als 50 000 Abonnenten einschließt. Daher können wir den Schluß ziehen, daß diese Abonnentenzahl der nichtprofessionellen Wissenskonsumenten wahrscheinlich nach wie vor bei etwa neun Millionen angesetzt werden kann, was ungefähr vier Prozent der US-Bevölkerung über 19 entspricht und mehr als das Dreifache der professionellen Wissensarbeiterschaft beträgt. Das ist eine ziemlich starke Gruppe und eine Zahl, die in ihrer Größenordnung

mit den bereits genannten Zahlen für Freizeitlektüre in Einklang steht.

Eine weitere Möglichkeit, den Bereich des Amateurrwissens zu untersuchen, besteht darin, sich den damit zusammenhängenden Vereinen und Verbänden zuzuwenden. Auch in diesen Fällen kann es sich um reinen Konsum handeln oder um passive Mitgliedschaften, die (wie es vielfach vorkommt) nur deshalb bestehen, weil man eine Zeitschrift gratis bekommen, freien Museumseintritt haben oder sonst eine Vergünstigung erhalten möchte. So hat zum Beispiel das American Museum of Natural History 520 000 eingeschriebene Mitglieder, von denen die meisten jedoch einfach deshalb beigetreten sind, weil sie die Zeitschrift *Natural History* beziehen möchten. Dennoch ist die Welt der Amateurrwissensverbände sehr beachtlich. Die Gesellschaft der Briefmarkensammler (American Philatelic Society) hat 48 000 Mitglieder, und die Münzsammler kommen auf 32 000. Ja, die US-Ausgabe der *Encyclopedia of Associations* verzeichnet 800 amerikanische Verbände von Sammlern verschiedener Art aus verschiedenen Gegenden und von unterschiedlicher Größe. Was die Vogelbeobachter betrifft, so gehören 600 000 der National Audobon Society an. Einige Gruppierungen von eher passiven Tierschützern sind noch viel größer: Die National Wildlife Federation hat 4,4 Millionen Mitglieder und der Sierra Club 1,3 Millionen.

Aber das größte Interesse findet die Beschäftigung mit der Geschichte. Die American Association for State and Local History vereinigt buchstäblich Tausende von örtlichen historischen Gesellschaften. Die Regional- und Ortsausgabe der *Encyclopedia of Associations* verzeichnet 67 bundesstaatliche und lokale historische Gesellschaften mit jeweils über 1000 Mitgliedern, wobei einige dieser Gesellschaften bis zu 10 000 Mitglieder zählen. Dane-

ben gibt es buchstäblich Hunderte, ja vielleicht sogar Tausende von weiteren historischen Gesellschaften mit geringerer Mitgliederzahl. Dazu gehören etliche Gesellschaften, die sich mit der Geschichte einzelner Familien befassen oder mit der Geschichte bestimmter Counties (von denen es über 3000 gibt). Mit dem amerikanischen Bürgerkrieg befassen sich 40 verschiedene Vereine, unter denen zunächst der Civil War Preservation Trust mit seinen 43 000 Mitgliedern zu nennen ist und sodann die Sons of Confederate Veterans mit 30 000 Mitgliedern.

Wir können also davon ausgehen, daß der akademischen Welt, die unser anerkanntes Wissenszentrum ausmacht, eine sehr breite Randzone der interessierten Amateure entspricht. Was da im einzelnen geschieht, wissen wir zwar nicht genau, aber wir wissen, daß es sich um eine große und aktive geistige Gemeinschaft handelt. Als nächstes wird es nützlich sein, die Frage aufzuwerfen, welches die Unterschiede sind zwischen dieser Amateurrwelt und der akademischen Welt, die wir so gut kennen.

### 3. Die sozialwissenschaftlichen Kenntnisse der Amateure zum Zeitpunkt der Professionalisierung

Um zu erkennen, wie sich diese Unterschiede herausbildeten und was sich aus ihnen ergibt, dürfte es hilfreich sein, zu dem historischen Augenblick der Professionalisierung des Wissens zurückzukehren. In den Vereinigten Staaten geschah das kurz nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Nach dem Ersten Weltkrieg expandierte die akademische Welt in rasantem Tempo, und dieser expandierende universitäre Bereich bekam die Welt des Wissens fest in den Griff. Die Universitätsangehörigen zogen strenge Grenzen und drängten die Amateure hinaus. Die hinaus-

geworfenen Amateure waren allerdings häufig bemerkenswerte Personen, deren Kenntnisse nicht in ihrer Profession, sondern in ihrer Liebe zur Sache gründeten. Das ist ein Gefühl, das viele von uns nach einem Leben voller Wissensleistungen verloren haben dürfen – so ähnlich wie jene Sopranistinnen, die »Dove sono« so oft gesungen haben, daß ihnen jegliches Gefühl der Verwundung abhanden gekommen ist, wie es die übrigen von uns stets ergreift, wenn der Vorhang zum zweiten Akt von *Figaros Hochzeit* aufgeht. Viele dieser Amateure waren sogar echte Experten, die sich (an den damaligen Maßstäben gemessen) in ihrer Wissenschaft gut auskannten, ohne deshalb Vollzeitswissenschaftler zu sein.

Eine genaue Datierung des Hinauswurfs dieser Amateure ist möglich, wenn man das Verhältnis zwischen den promovierten Personen im Bereich des universitären Stellenmarktes und den Angehörigen der wichtigsten »Berufsverbände« betrachtet. Diese Zahlen habe ich für die Geistes- und Sozialwissenschaften berechnet.<sup>2</sup> Das Jahr 1908 ist das erste, für das einigermassen zuverlässige Daten über die Mitgliedschaft in diesen Verbänden vorliegen. Promoviert waren damals nur 20 Prozent der Mitglieder der wichtigsten wissenschaftlichen Gesellschaften, die sich dann wenig später im American Council of Learned Societies zusammenschlossen. Freilich gab es seinerzeit viele professionelle Wissenschaftler, die nicht promoviert waren. In dieser Gruppe waren vor allem zahlreiche College-Dozenten vertreten. Aber selbst deren Zahl summiert sich nicht zur Gesamtzahl der nichtpromovierten Mitglieder der Verbände. 1908 waren mindestens 40 Prozent – und wahrscheinlich ein höherer Anteil – der Mitglieder der wichtigsten wissenschaftlichen Organisationen Amateure der einen oder anderen Art. Aber die Zahl der Promovierten nahm zu. Um 1920 waren 25 Prozent der Mitglieder dieser Gesellschaften

promoviert, bis 1925 waren es 30 Prozent, bis 1930 40 Prozent, bis 1935 60 Prozent und bis 1940 75 Prozent.<sup>3</sup> Dementsprechend waren Organisationen wie die American Philological Association, die Modern Language Association und die American Historical Association bis zur Mitte der dreißiger Jahre in keinem Sinne des Wortes durch und durch professionelle Verbände. Viele ihrer Mitglieder waren Amateure oder auch »Berufswissenschaftler« ohne die ausschlaggebende Eintrittskarte zu ihrer Profession – das heißt: Sie hatten keinen Dokortitel.

Um zu zeigen, welchem Menschenchlag diese Amateure angehörten, möchte ich einige Amateur-Sozialwissenschaftler im Chicago des frühen 20. Jahrhunderts betrachten. Nehmen wir etwa Charles Richmond Henderson, der zu meinen vorrefflichen Vorgängern zählt und der um die Jahrhundertwende Professor für Soziologie an der University of Chicago und gleichzeitig Universitätspfarrer war. Damals scheint das niemand für befremdlich gehalten zu haben, während es heute eine völlig groteske Vorstellung wäre, sich auszumalen, ein Universitätspfarrer irgendeiner Konfession könnte in einem anderen Fachbereich als der Theologie auf wissenschaftlichem Niveau tätig sein. Tatsächlich wurde Hendersons Leistung von seinen Nachfolgern im Fach Soziologie – Robert Park und Ernest Burgess – schleunigst vergessen. In ihren Augen war diese Leistung nicht »wissenschaftlich«, womit sie allerdings weder »quantitativ« noch »positivistisch« meinten. Vielmehr meinten sie, daß seine Neutralität durch seinen Reformeifer in Mitleidenschaft gezogen wurde. Park schickte seine Studenten zwar ebenso wie Henderson hinaus in die Stadt, aber er schickte sie als Beobachter – nicht als Personen, die selbst mit zum Bild gehören, sondern als wissenschaftlich orientierte Fremde. Dagegen waren die zahlreichen Studierenden Hendersons – ebenso wie ihr Lehrer – Reformier und Aktivisten.

In dieser Hinsicht war Park grundverschieden von seinem Freund und Kollegen William Isaac Thomas, der voller Eleganz in seinem Soziologenberuf aufging und deshalb 1918 entlassen wurde, als man ihn in einem Hotel der Innenstadt zusammen mit einer jungen Frau erwischte, deren Ehemann als amerikanischer Soldat in Frankreich diente. Der Schriftsatz, mit dem Thomas diesen spezifischen Vorfall zu rechtfertigen versuchte, wird normalerweise als läppischer Selbstverteidigungsversuch eines charmannten Lustgaises gedeutet, den man auf frischer Tat ertappt hatte. Tatsächlich konnte Thomas aber auf eine weit zurückreichende Geschichte auführerischer Äußerungen zum Verhältnis der Geschlechter und über die Rolle der Frau zurückblicken. Daher könnte man dieses Dokument – ja womöglich den ganzen Vorfall – als Beispiel für sein amateurhaftes Vorgehen lesen: Es galt als akzeptabel (wenn auch nur mit knapper Not), Dinge über das Verhältnis der Geschlechter zu sagen, die so revolutionär waren, daß selbst die Frauenrechtlerinnen schockiert waren. Dagegen war es – zu dieser Zeit jedenfalls – nicht mehr akzeptabel, in die Lebenspraxis umzusetzen, was man in der Theorie für richtig hielt.

Was es mit der amateurhaften Seite von Thomas auf sich hat, geht aus seinem umfangreichen Briefwechsel mit Ehel Sturges Dummer deutlich hervor. Diese Mrs. Dummer war mit ihm befreundet und unterstützte ihn, nachdem man ihn entlassen hatte, mit einer Reihe privater Forschungstipendien. Ihre Briefe zeigen, daß Mrs. Dummer eine belebte und wagemutige Denkerin war. Von vielen der professionellen Wissenschaftler, die mit ihr korrespondierten, wurde sie freilich nicht wirklich für voll genommen. Adolf Meyer, William Alanson White und andere behandelten sie mit der Nachsicht, die sie für angebracht hielten, wenn sie es mit einer redlichen, wohlmeinenden und ziemlich

wohlhabenden Frau zu tun hatten, die sie als Dilettantin einschätzten und deren Geld sie gebrauchen konnten. Thomas hingegen nahm sie völlig ernst, und der Briefwechsel zwischen den beiden ist eine Korrespondenz zwischen Gleichen. Das wiederum ist ein weiterer Hinweis darauf, daß er im Grunde doch ein Profi war, der sich darüber freute, selbständig forschen zu dürfen, und der sich durch den Verlust seiner Position an der Universität nicht besonders aus der Fassung bringen ließ.

Wer war diese Mrs. Dummer? Sie wurde 1866 als ältestes von neun Kindern des in Chicago ansässigen Bankiers George Sturges und seiner Frau Mary Delafeld geboren. Sie heiratete Frank Dummer und spielte in der vornehmen Gesellschaft von Chicago und in den damit verbundenen amateurwissenschaftlichen Kreisen eine Rolle. In der Welt der sozialen Fürsorge war Mrs. Dummer zur gleichen Zeit aktiv wie Julia Lathrop, Allen Pond und Sophonisba Breckinridge, mit denen sie ebenso befreundet war wie mit den ebenfalls ihrer eigenen Generation angehörenden Psychiatern Adolf Meyer und William Alanson White, mit den Soziologen Robert Park und William Isaac Thomas, den Philosophen George Herbert Mead und George Patrick und dem Neurologen Charles Judson Herrick. Diese Männer und Frauen, die nach den damaligen Maßstäben allesamt als anerkannte Fachleute galten, gehörten zu den wichtigsten Gesprächspartnern von Mrs. Dummer. Aber auch zu der unmittelbar vorangehenden nichtprofessionellen Generation hatte sie Verbindungen, unter anderem zu Wegbereitern der Sozialfürsorge wie der Hilfswerkgründerin Mary McDowell, philanthropisch gesinnten Personen wie Lucy Flower und Louise De Koven Bowen und sogar zu dem Naturforscher William Ritter. Auch unter den Angehörigen der folgenden Generation hatte sie zahlreiche Protegés und Gesprächspartner: die feministische Schriftstellerin Katharine An-

thony, sozial aktive Personen wie Edward Burchard und Jessie Binford, den Soziologen Ernest Groves sowie, in der darauffolgenden Generation, die Philosophen Scott Buchanan und Oliver Reiser, die Sozialarbeiterin Florence Beaman, die Pädagoginnen Irene Thuli und Elizabeth Woods, die Strafrechtlerin Miriam Van Waters, die Soziologen Ernest Bruges und Thomas Dawes Eliot, die Psychiater William Healy, Marion Kenworthy, Samuel Kraines und auch Persönlichkeiten aus unserer eigenen Zeit wie den kürzlich verstorbenen Milton Singer.

Diese verblüffende Liste zeigt, wie es Mrs. Dummer gelang, zu weit auseinanderliegenden disziplinären Welten Verbindung zu halten. Alle Gebiete waren Wasser auf ihre Mühlen, wurden in ihren Briefen, im Rahmen der von ihr subventionierten und veranstalteten Tagungen und in Gestalt der von ihr finanziell wie persönlich unterstützten Schützlinge unterschiedslos zusammengebracht. Diese Interdisziplinarität war – aus Sicht der professionellen Wissenschaftler – ebenso ein Kennzeichen des Amateurhaften wie ihre Abneigung dagegen, ihr Wissen in einer bestimmten Form zu systematisieren. Sie schätzte die Spiritistin und Pädagogin Mary Everest Boole genauso, wie sie Adolf Meyer oder Robert Park verehrte. Noch wichtiger war, daß sie ihr Wissen nicht in die Form scharf abgezielter, geradliniger Argumente goß, sondern durch assoziative Verbindungen zusammenstellte, die auf kühnen Analogien beruhten: Der Spiritismus wurde mit der Soziologie verknüpft, das Freudsche Denken mit pädagogischen Theorien, der Behaviorismus mit der Kultur.

Doch Interdisziplinarität und eine äußerst assoziative Form des Denkens waren nicht nur für Mrs. Dummer als Amateurin charakteristisch, sondern in gewissem Maße auch für Henderson und Thomas, obwohl beide durch und durch professionelle Wissenschaftler waren. Und hier möchte ich eine weitere wichtige

Eigenschaft hervorheben, die allen drei Personen gemeinsam war, nämlich den Mangel an Wissensentfremdung. Damit meine ich, daß ihre Sozialwissenschaft und ihr Alltagsleben ganz kontinuierlich ineinander übergingen. Das hatte nicht bloß damit zu tun, daß sie ein aktives Reformertreiben führten, obwohl das für alle drei tatsächlich galt. Vielmehr hing es damit zusammen, daß sie sich selbst nicht als Fremde und Außenstehende, sondern als Bestandteile der von ihnen analysierten Welt sahen. Dazu war keine Reflexivität à la Bourdieu nötig, denn von der Sozialwissenschaft machten sie sich keine Vorstellung, die sie dem Zugriff ihres eigenen Erklärungsapparats entzogen hätte. Ihre Ideen galten auch für sie selbst. Ich werde geltend machen, daß Wissensentfremdung eines der maßgeblichen Merkmale von Wissenschaften ist und daß die Wiederherstellung der Verbindung mit Amateuren – eine Stärkung der Wissensdemokratie, wenn man es so ausdrücken möchte – heute aufgrund dieser Entfremdung besonders notwendig ist.

#### 4. Wissensentfremdung

Unter »Wissensentfremdung« verstehe ich die problematische Trennung zwischen Arbeitswissen und Lebenswissen. In den verschiedenen Bereichen der Wissenschaft nimmt dieses Phänomen der Wissensentfremdung unterschiedliche Gestalt an. In den Sozialwissenschaften äußert es sich, wie meine Analyse nahelegt, in der Form, daß ein und dieselbe Person mit zwei verschiedenen Denksystemen arbeitet. Das eine System ist die Sozialwissenschaft, mit deren Hilfe der Sozialwissenschaftler die Tätigkeiten fremder Personen erklärt. Das andere System ist ein System normativer Überzeugungen, mit deren Hilfe der Sozialwissenschaft-

ler das eigene Handeln nicht erklärt, sondern steuert. Um es un-  
verblümt zu sagen: In den Sozialwissenschaften gehen wir heute  
tendenziell von der Vorstellung aus, die Gegenstände unserer  
Forschung ließen sich durch soziale und historische Kräfte erklä-  
ren, während wir uns selbst als Kantische Individuen betrachten,  
die frei zwischen Werten, politischen Alternativen und verschie-  
denen Formen des Engagements wählen. Praktisch äußert sich  
das in der Vorstellung, Befürwortung und Objektivität seien ge-  
trennte Dinge und irgendwie seien wir dazu imstande, der So-  
zialwissenschaft auf »professionelle« Weise nachzugehen, so daß  
wir sie anschließend der Welt der »politischen« Maßnahmen zur  
Verfügung stellen können. Wir bilden uns ein, die Werte des letz-  
teren Bereichs von der bewußten Entfremdung im ersteren Be-  
reich trennen zu können.

In den Naturwissenschaften hingegen äußerte sich die Wis-  
senschaftsentfremdung in der Form, daß man den Versuch, die natür-  
liche Welt zu verstehen, von der Frage trennte, wie man sich  
bemühen könnte, die Stellung des Menschen in dieser Welt zu  
verstehen. Wirft man einen Blick auf die Astronomie gegen Ende  
des 19. Jahrhunderts, fällt eine ziemlich große Gruppe von Ama-  
teuren auf, die sich in der American Association of Variable Star  
Observers zusammengefunden hatten. Diese Personen wurden  
am Observatorium der Harvard University von professionellen  
Astronomen eingewiesen. Dort leisteten sie tatsächlich wichtige  
Arbeit, deren Resultate in die Theorien der Sternenentwicklung Ein-  
gang fanden. In der Praxis hieß das, daß diese Leute folgendes  
taten: Nacht für Nacht betrachteten sie die Sterne und schätzten,  
ob sie ab- oder zunahmen. Die Lektüre ihrer Aufzeichnungen ist  
alles andere als spannend. Doch verstreut unter den Angaben der  
richtigen Aszendenz- und Azimut-Werte findet sich eine Vielzahl  
ästhetischer und religiöser Urteile. Im *Field Book of the Skies* von

William Tyler Olcott<sup>4</sup> stößt man auf die folgende Schilderung des  
Sternbildes Schwan: »Am Heiligen Abend zeichnet es sich um  
neun Uhr vor dem westlichen Himmel ab: ein Sternensymbol des  
christlichen Glaubens, ein Zeichen der Verheißung aus einem jen-  
seitigen Reich.«<sup>5</sup> In der Mehrzahl der Fälle sind diese Urteile  
jedoch rein ästhetischer Art: »Dieses herrliche Objekt (M 13) ist  
der schönste Kugelsternhaufen am Nordhimmel.«<sup>6</sup> Oder:

»Stets erfreut Orion das Auge jedes Betrachters. Das Erstaun-  
lichste am Orion ist der große Orionnebel. [...] Dieser Nebel  
ist eine kaum zu fassende Masse aus Gas im Zustand heftigerer  
Erregung, ein gigantischer Strudel [...] durch ein großes Tele-  
skop betrachtet, bietet sich ein prächtiger und wunderbarer  
Anblick. Unsere Worte reichen nicht aus, um seine Schönheit  
zu beschreiben.«<sup>7</sup>

Das ist nicht die Sprache professioneller Astronomen. Aber den-  
noch wußten die Verfasser nicht nur eine ganze Menge über  
Astronomie, sie steuerten auch viele der Daten bei, auf deren  
Grundlage die moderne Theorie der Sterne aufgestellt wurde.  
Bei ihnen handelte es sich, ebenso wie im Fall der sozialwissen-  
schaftlichen Amateur-Experten, nicht bloß um Liebhaber mit  
guten Absichten, obwohl das gewiß dem Bild entsprochen hätte,  
das sich die Wissenschaftler von ihnen machten. Freilich fehlten  
ihnen die mathematischen Theorien und die abstrakte Schulung  
der Astronomen, von denen sie »benutzt« wurden. Andererseits  
jedoch hatten sie noch nicht das kollektive Vorhaben preisgege-  
ben, durch das dem Projekt der Menschheit im Universum ein  
Sinn gegeben werden sollte. Im Gegensatz zu vielen Wissen-  
schaftlern waren sie keine entfremdeten Verfahrensanwender.

Warum bin ich der Meinung, die Naturwissenschaftler seien  
entfremdet gewesen? Weil auch sie in ihrer Wissenschaft eine  
andere Theorie der Welt gelten ließen als im Alltagsleben. Als

Naturwissenschaftler hielten sich die meisten von ihnen an den Begriff des gortlosen Universums; und wer sich wirklich auskannte, hatte sogar – in Einklang mit den letzten Formulierungen von Bohrs Quantentheorie<sup>8</sup> – die Vorstellung von einer objektiven Realität fallengelassen. Mit Gödels Beweis hatte die Wissenschaft zudem den Gedanken einer vollständigen und widerspruchsfreien axiomatischen Grundlegung der Mathematik aufgegeben, also jener Disziplin, die ihrerseits die Grundlage der modernen Naturwissenschaft überhaupt bildet. Diese Dinge erinnern uns natürlich daran, daß die Naturwissenschaft (nicht anders als die meisten großen Ideensysteme) im Grunde auf einem unbeweisbaren Glauben basiert – in diesem Fall auf dem Glauben an die gesetzmäßige Natur der objektiven, materiellen Wirklichkeit.

Im Alltag jedoch verhalten sich die professionellen Wissenschaftler sowohl in ihrem Beruf als auch bei ihren Interaktionen mit Nicht-Wissenschaftlern nicht unbedingt wie Leute, die wissen, daß die objektive Realität eine Fiktion und die Mathematik eine Hypothese ist. Ganz im Gegenteil: Der kontingente Charakter ihres Glaubens an die objektive Wirklichkeit und dessen Tragweite für ihre Wissenschaft ist ihnen häufig nicht bewußt. Noch wichtiger ist vielleicht, daß sie die Implikationen dieser Kontingenz für ihr Alltagsleben sicher außer acht lassen. Das ist beispielsweise dann der Fall, wenn sie viele ihrer Einstellungen zu anderen Forschern und zur Öffentlichkeit auf genau diesen unhaltbaren Objektivitätsglauben gründen. Doch Einstein erkannte Wissenschaftsfremdung, sobald er ihrer ansichtig wurde. Als er sagte: »Religion ohne Wissenschaft ist lahm, und Wissenschaft ohne Religion ist blind«, brachte er das Wesen der in den Naturwissenschaften herrschenden Wissenschaftsfremdung auf den Begriff.

Auch in den Geisteswissenschaften ist das Phänomen der Wissenschaftsfremdung anzutreffen. Viele geisteswissenschaftliche Gebiete wurden zunächst von Amateuren aufgebaut, unter anderem auch deswegen, weil sie über das nötige Geld verfügten, um die Manuskripte und Kunstwerke zu erwerben, auf denen die neuen Fächer basierten. Aber auch bei manchen bemerkenswerten geisteswissenschaftlichen Meisterleistungen – unter denen das *Oxford English Dictionary* besonders hervorsticht – spielten Amateure eine wesentliche Rolle. Ein weiteres Beispiel ist die im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert erfolgte Bearbeitung der Werke von zwei Dutzend englischen Dichtern, deren Schriften mit Hilfe gedruckter Stichwortregister erfaßt wurden. Die Verzettlungsarbeit wurde – unter Leitung von Professor Lane Cooper vom Englischen Seminar der Cornell University – in vielen Fällen von den Ehefrauen der Dozenten und anderen Einwohnern der Stadt Ithaca im US-Bundesstaat New York geleistet.

Im Grunde wurde das Phänomen der Wissenschaftsfremdung zuerst in den Geisteswissenschaften erörtert, wenn auch freilich nicht unter dieser Bezeichnung. Junge amerikanische Forscher kamen während ihrer wissenschaftlichen Wanderjahre zu der Überzeugung, daß das an den deutschen Universitäten gepflegte hochprofessionalisierte philologische Studium klassischer Werke einer Würdigung der literarischen Qualität nur wenig Raum ließ. Ja, in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurde die gelehrte deutsche Forschung mit ihrer Strenge und ihrem Interpretationsverzicht von vielen amerikanischen Literaturwissenschaftlern ausdrücklich abgelehnt. Männer wie Wilbur Cross (Yale) und Bliss Perry (Harvard) lehnten sich dagegen auf, indem sie Lehrveranstaltungen über moderne Literatur abhielten, um den Studierenden ein Mittel zur allgemeinen Selbstverbesserung

und Selbstbildung an die Hand zu geben. Zugleich waren sie als Herausgeber allgemeinerbildender Zeitschriften tätig, die das Publikum mit der literarischen Kultur bekannt machen sollten.

Solche Revolten gegen die seit kurzem strenge und professionalisierte Geisteswissenschaft waren nicht gegen das Wissen selbst gerichtet. Ganz im Gegenteil: Es handelte sich um Aufstände gegen die Wissensentfremdung, die mit der Beschlagnehmung des Wissens durch die Klasse der gelehrten Forscher einherging. Nach der Vorstellung dieser Revolutionäre gab es kontinuierliche Übergänge zwischen Generalisten- und Spezialistentum und keine scharfen Grenzen zwischen Amateuren und Professionellen. Ungefähr in der Mitte dieses Kontinuums, meinten sie, könne es so etwas wie den »spezialisierten Amateur« geben, mithin das Wissen nichtprofessioneller Personen, die ein Spezialgebiet zu ihrem Steckpferd machten und einen großen oder den größten Teil ihrer »Mußezeit« einem bestimmten Wissenszweig widmeten.

Aus der Rückschau ist der spezialisierte Amateur kaum in den Blick zu bekommen. Denn der ideale Leser der von Bliss Perry herausgegebenen Zeitschrift *Atlantic Monthly* oder der *Yale Review* von Wilbur Cross war – ebenso wie der ideale Leser der sozialwissenschaftlichen Pendants *The Survey* und *The Outlook* – ein Leser, der seinerseits keine Artikel veröffentlichte. Vielmehr gab er sein Wissen an den Ehepartner oder an Essensgäste weiter, redete im Klub über das Gelesene und plauderte nach dem Gottesdienst, beim Spaziergang im Park oder bei einem Geschäftsplausch mit Freunden über Ideen. Aber man sah die Sache nicht als wichtig an. Und letztlich haben sich die Geisteswissenschaftler in eine Sprache und eine Reihe von Fragestellungen geflüchtet, die nicht weniger geheimnisvoll und entfremdender sind als die der Natur- und der Sozialwissenschaftler.

## 5. Fazit

Abschließend möchte ich folgendes sagen: Uns direkten Nachfahren der Professionalisierer kommt die im frühen 20. Jahrhundert erfolgte Professionalisierung des Wissens wie ein unvermeidlicher Schritt auf dem Weg des Fortschritts der wissenschaftlichen Verfahren vor, wobei es sich nicht nur um Fortschritte der Methode und der Strenge, sondern auch des passionierten und intensiven Engagements handeln soll. Es gab jedoch viele, die diese Entwicklung beklagten. In den Sozialwissenschaften wurden das neue Engagement und die neue Strenge offenbar um den Preis einer immer geringeren Beteiligung an sozialen Hilfsprojekten erkaufte. Sogar im Bereich der sozialen Dienste wurden die nichtprofessionellen Mitarbeiter ständig hinausgedrängt. Dadurch wurden die seit langem bestehenden Verbindungen zwischen dieser Berufsgruppe und jener umfassenden Koalition aus Geistlichen, Philanthropen und Aktivistinnen, deren Initiative diese Profession ihre Existenz verdankt, immer schwächer. Während sich das Expertentum ausbreitete, wurde das Wissen der Nicht-Experten in Frage gestellt und in der Mehrzahl der Fälle besritten. Die professionellen Wissenschaftler schritten auf dem Weg zum abstrakten Wissen und zur Wissensentfremdung voran.

Am ehesten hat sich der Amateur als Spezialist in den Naturwissenschaften halten können, vor allem in den Bereichen, wo routinemäßige Datenerfassung eine große Rolle spielt. Amateur-Astronomen bleiben veränderlichen Sternen auf der Spur, und Botaniker sammeln seltene Arten, während Freizeit-Meteorologen die Aufzeichnung der lokalen Wetterdaten besorgen, die für die Durchführung des umfassenderen Projektes ihrer professionellen Fachgenossen erforderlich sind. In Großbritannien gibt es

heute eine Million Vogelbeobachter, die zum jährlich erhobenen Garten-Zensus beitragen. Auf solchen Gebieten können spezialisierte Amateure tatsächlich zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen beitragen oder ihre eigenen, »nichtprofessionellen« Zeitschriften migestalten. Vielleicht erinnern sie die professionellen Wissensarbeiter weiterhin an die Gefahren der Entfremdung. In den Geistes- und Sozialwissenschaften war die Situation jedoch eine andere. In den Anfangsjahren der Sozialforschung steuerten Amateure viele der Fallbeschreibungen bei, auf deren Grundlage die Fächer dieses Gebietes aufgebaut wurden. Im Laufe der Zeit jedoch entwickelte sich auch das Datensammeln zu einem Bereich, der den professionellen Wissenschaftlern vorbehalten blieb.

Mir scheint also, daß wir professionellen Wissenschaftler etwas sehr Wichtiges lernen können, indem wir in demokratischerer Form über das Wissen nachdenken. Dazu ist es nicht nötig, über das Wissen abzustimmen. Aber wir müssen ein offeneres und toleranteres Verhältnis zu den Amateuren herstellen, aus denen sich unsere engsten Verbündeten und unser größtes potentielles Publikum rekrutieren. Dazu müssen wir das verhedderte Begriffsknäuel aufdröseln, das wir benutzt haben, um die Schranken des Professionalismus zu errichten. Früher wurde oft behauptet, der Fachjargon sei der Kern dieses Knäuels mit seinen albernen Fachausdrücken, unnötig komplexen Modellen und kindisch scharfzüngigen Polemiken. Dagegen möchte ich geltend machen, daß Wissensentfremdung womöglich ein gefährlicheres Resultat ist. Unsere Isolation hat zu einem gewissen Mangel an Authentizität im Kern unseres Denkens geführt. Vielleicht können unsere Freunde – die Amateure – diese Krankheit heilen.

*Aus dem Englischen von Joachim Schulte*